

kreises spricht auch die Tatsache, daß je zwei der Hals- bzw. Armringe bis auf kleine Unterschiede gleichartig sind. Wir kennen aber solch gleichartige Stücke nördlich der Alpen stets nur aus einem Grab.

Schließlich erwiesen sich die Erstfelder Ringe als stilistisch nicht so geschlossen, wie W. angenommen hatte. Auch dies macht eine südlich der Alpen produzierende Werkstatt unwahrscheinlich.

Die von W. vorgeschlagene Standortbestimmung der Werkstätte scheint also wenig überzeugend und damit zusammenhängend auch die Interpretation des Depots als Versteck eines Händlers.

Wir können hier andere Möglichkeiten (die W. nicht erörtert) nicht durchspielen, doch sollen sie zumindest angedeutet werden.

1. F. Fischer hat kürzlich einen Teil der in keltischen Gräbern zutage gekommenen Südimporte überzeugend als Keimelia, als Gastgeschenke zur Besiegelung von Verträgen usw. interpretiert (*Germania* 51, 1973, 436ff.). Könnten die Erstfelder Ringe nicht als Gegengeschenk in den Süden gesandt und wegen unvorhergesehener Umstände versteckt worden sein?

2. Kommen die Ringe nicht auch als Weihegabe vor Überschreitung eines gefährlichen Gebirges in Betracht?

In einem letzten Kapitel diskutiert W. die Begehrbarkeit der Alpenpässe seit prähistorischer Zeit und stellt sämtliche Höhen- und Paßfunde der Latènezeit zusammen.

Die Vorlage des so überaus wichtigen und interessanten Fundes von Erstfeld in so sorgfältiger Form stellt eine ausgezeichnete Arbeitsgrundlage für künftige Forschungen dar. Wenn man dem Autor auch nicht in allen Ergebnissen seiner Analyse folgen möchte, so ist ihm für diese schöne Publikation, mit der sich gut arbeiten läßt, doch sehr zu danken.

Münster.

Majolie Lenerz-de Wilde.

**Gerhard Jacobi, Die Metallfunde vom Dünsberg.** Materialien zur Vor- und Frühgeschichte von Hessen, herausgegeben von Fritz-Rudolf Herrmann, Band 2. Selbstverlag des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, Wiesbaden 1977. 82 Seiten, 1 Frontispiz, 18 Abbildungen und 29 Tafeln.

Nach seiner 1974 erschienenen Veröffentlichung „Werkzeug und Gerät aus dem Oppidum von Manching“ (im folgenden zitiert: Jacobi, Manching 5) legt Jacobi nun Funde eines Berg-Oppidums vom Nordrande der keltischen Welt vor. Dort waren es Materialien aus einer der größten und reichsten keltischen Siedlungen, hier ist es dagegen bescheiden zu nennendes Fundgut. Freilich kann man als Ausbeute jener Grabungen zwischen 1906 und 1912, die nur Versuche waren, sowie des Absuchens des bewaldeten Berges in den 60er Jahren nicht mehr erwarten. Dazu kommt, daß beide Plätze zur Spätlatènezeit als Siedlungs-, Wirtschafts- und Kultzentren unterschiedlich strukturiert waren, was sich natürlich im Fundmaterial niederschlägt. Dagegen ruft der Dünsberg zunächst unser emotionales Erstaunen hervor: Am östlichen Rande des Westerwaldes ragt er bis zu 497,5 m NN isoliert auf und herrscht breitgelagert über das fruchtbare Gießener Lahnbecken; als imponierender Kraftpol

in der Landschaft, ja mit seiner Schönheit beeindruckt er ebenso wie mit seinen den Gipfel des Berges umziehenden dreifachen Ringwällen von etwa 8,5 km Länge mit etwa 14 Toranlagen und zwei eingeschlossenen Quellen (bekannte hölzerne Quellfassungen). Sie lassen erahnen, daß der Berg seine Geheimnisse fast noch alle in sich birgt. Doch ein erster Schritt zur Erkenntnis ist mit der zu besprechenden Arbeit getan. Sie wird von verschiedener Seite mit Freude begrüßt werden, denn schon Generationen von Forschern ringen mit Fragen um jene großartigen Befestigungsringe meist auf Berggipfeln im Mittelgebirgsraum Deutschlands. Der Dünsberg ist eine der bedeutendsten von diesen (90 ha Innenfläche), und seine Wälle sind eindrucksvolle Zeugen vieler Jahrhunderte menschlicher Geschicke, in denen eine alteingesessene Bevölkerung sich von Zeit zu Zeit stark zu ihren Bergen hingezogen fühlte. Es gibt bis jetzt noch keine moderne Kartierung, kein annähernd vollständiges Verzeichnis dieser Ringwälle in den hessisch-thüringischen Mittelgebirgen. Doch ihre Zahl ist größer, als die Literatur erahnen läßt. Nachdem die Berge erstmals in der Mittelsteinzeit (z. B. Kleiner Gleichberg bei Römhild), dann in den verschiedenen Abschnitten der Jungsteinzeit, später in einer jüngeren Phase der Frühbronzezeit aufgesucht oder besiedelt worden sind, werden Wälle anscheinend erstmals zur späten Urnenfelderzeit errichtet. Eine zweite Welle des Burgenbaues breitet sich in der späten Hallstatt- und frühen Latènezeit aus, die hier und dort in der mittleren Latènezeit ausläuft, meist aber zur späten Latènezeit zu einer dritten, letzten Welle anschwillt. Nachdem sich die anscheinend in kleinen stammlichen Einheiten gruppierten Autochthonen zwischen Westerwald und Thüringer Wald noch einmal in höchster Konzentration um ihre Berge als religiöse Zentren geschart hatten, um dort Stärke und Sicherheit zu finden, verlassen sie alle wenige Jahre vor Chr. diese Höhengründungen. Die Zeit war für immer dahin, wo sich ganze Gemeinwesen großen Bergen anvertrauten. Hatte man sich jahrhundertlang anscheinend den Kelten zugezählt, so fühlte man sich nun mit dem neuen geschichtstragenden germanischen Ethnos identisch. Doch nicht von ungefähr sind es gerade viele dieser alten Ringwall-Berge, zu denen der Mensch auch später in Beziehung tritt: Auf ihren Gipfeln werden im 3./4. Jahrhundert n. Chr. Adelsitze und Refugien, im Frühmittelalter Wallfahrtskapellen errichtet; in Notzeiten flüchtete man auch später noch dorthin. Nur wenige tragen hochmittelalterliche Burgen.

Die Funde des Dünsberges spiegeln einen großen Teil dieser auf- und absteigenden Bewegung. Das Buch ist in erster Linie als Materialvorlage gedacht, doch verrät der auswertende Text einen ausgesprochenen, am Manchingener Fundgut geschulten Sachkenner. Die Bildvorlage erfolgt durch sorgfältige Strichzeichnungen, wobei die Seitenansichten und Querschnitte im allgemeinen einen guten Eindruck der Gegenstände vermitteln. Hervorhebenswert ist der mit der Tafelnumerierung gleichlaufende Katalog und eine Konkordanz zwischen den Abbildungen und dem Text. Dieser behandelt das Fundgut in chronologischer Folge unter kulturgeschichtlichen und gebrauchstechnischen Gesichtspunkten.

Zur Hügelgräberbronzezeit gehört die Kopscheibe einer Radnadel. Zwei bronzene Tüllenhämmer von der Gipfelebene weisen auf Metallverarbeitung in der auch durch Keramikfunde nachgewiesenen Siedlung der späten Urnenfelderzeit. Vielleicht zu vorsichtig deutet Jacobi die Möglichkeit der Errichtung eines (des obersten) Ringwalles schon in dieser Zeit an.

Reichhaltiger ist das Material aus der Latènezeit. Doch genügt es meines Erachtens noch nicht, um, wie Jacobi meint, zwischen den wenigen späthallstädtischen Scherbenfunden und den Siedlungsbelegen der Stufe LT B<sub>2</sub> (3 bronzene Nadelköpfe, 2 Bruchstücke von Eisennadeln, 4 Bruchstücke von Arm- bzw. Halsringen, 1 Fibel,

etwa 2 Messer, etwa 10 Tüllenbeile, 3–5 „Tüllenhacken“, 1 Hohlmeißel) einen Hiatus anzunehmen. Ebenso wenig reicht es aus, um zwischen dem Fundgut der Stufe LT B<sub>2</sub> und der spätlatènezeitlichen Phase Siedlungskontinuität andeuten zu können. Ich möchte nämlich darauf hinweisen, daß nicht alle zur Früh-, Mittel- oder Spätlatènezeit gezählten Funde unbedingt jeweils auf die einzelnen Stufen LT B<sub>2</sub>, LT C oder LT D zu beschränken sind, sondern sich teilweise in einem breiter gefächerten chronologischen Spielraum bewegen und somit Besiedlungslücken verschleiern können. So ist z. B. das Hiebmesser Taf. 1,4 von der Späthallstattzeit etwa bis LT B, das Hiebmesser Taf. 1,5 dagegen erst von LT B ab, vereinzelt sogar bis LT D möglich. Die Tüllenbeile Taf. 15,10 und vielleicht Taf. 15,7 könnten ihres ungegliederten konischen Umrisses wegen schon Ha D– bis LT A– zeitlich sein. Auch möchte ich die Stücke Taf. 14,9–11 eher zur frühlatènezeitlichen Siedlungsphase zählen, denn Jacobi betont selbst, daß ihre Schweißnähte an der Tüllenschmalseite liegen. „Unroutiniertes“ Schmieden und sorgfältiges Schweißen sind Kennzeichen älterer Phasen; bei Tüllenbeilen der frühen Latènezeit liegen die Schweißnähte fast immer an der Schmalseite, dagegen bei LT C/D-Beilen, wenn überhaupt vorhanden, auf der Bahnseite. Vielleicht ist der Hohldechsel Taf. 16,7 auch schon frühlatènezeitlich. Funktion und zeitlicher Formenwandel jener oft blechartig-leichten, beil- bzw. meißelartigen Geräte mit Schaftlappen-Tülle sind immer noch nicht in ausreichender Weise geklärt. Diese bisher unter verschiedenen Bezeichnungen (leichtes Beil, Unkrautstecher, Ackerreitler bzw. Pflugreute) laufenden Geräte hatte Jacobi in seiner Dissertation unter dem Sammelbegriff „Tüllenflachhacken“ subsumiert, dabei jedoch mit begründeter Vorsicht betont, daß eine sehr breit gefächerte Verwendung in Frage kommt. Die oft völlig rund und stumpf gestoßenen Schneiden solcher Hacken weisen auf Bodenbearbeitung, ihre Zierlichkeit und ihre schwachen Tüllen auf geringe Beanspruchbarkeit; ich könnte sie mir noch am ehesten als Jäthacken mit kurzem Stiel vorstellen. Doch auch Reuten zum Säubern des Pflugschars dürfte es meines Erachtens zur Latènezeit schon gegeben haben. Diese Möglichkeiten möchte ich noch erweitern: 1. Unter den Materialien spätlatènezeitlicher Gräber und Oppida befinden sich sehr kleine blecherne Tüllenbeile, die Miniaturvotive gewesen sind. 2. Könnten nicht manche dieser Geräte, hier etwa Taf. 17,4.8 oder Jacobi, *Manching* 5 (1974) Taf. 28, 483–487. 493–495; J. Meduna, *Staré Hradisko II. Fontes Arch. Moraviae* 5 (1970) Taf. 19,8, um nur einige von vielen zu nennen, auch Spitzenbeschläge stangenförmiger Pflug-Vorschare gewesen sein? Sie wären dann Scharbeschlägen verwandt, für die ich die Bezeichnung „Typ *Manching*“ vorschlagen möchte (Jacobi, *Manching* 5 [1974] Taf. 27, 474–478; Heidetränk-Oppidum: *Germania* 55, 1977, 60 Abb. 9,2a). Erkennungsmerkmale älterlatènezeitlicher „Hacken“ sind meines Erachtens kurze gerundete Schaftlappen und eine lange, sich nur wenig verbreiternde Klinge (Taf. 16, 13,14; vielleicht Taf. 16,8.15; 17,3); die jüngeren Geräte sind, wie mir scheint, entweder gedrungener, beilartiger (Taf. 14,5; 15,4) oder haben länger herabgezogene Lappen (Taf. 17,1. 2. 4–6). Älterlatènezeitliche Schüreisen gehören zu den Seltenheiten. Ihre Charakteristika sind sowohl die kleinen schmal-ovalen Schaufelplatten mit „hängenden Schultern“ als auch die manchmal rundstabigen Stiele. Verf. ordnet das Stück Taf. 13,1 deshalb in die Frühlatènezeit ein. Doch muß ich darauf hinweisen, daß solche Schürkellen vereinzelt auch im Spätlatène noch begegnen, wenn auch dann die „flotter“ geschmiedeten, starr wirkenden trapezoiden Schaufeln dominieren.

Die Datierung des Christenberges bei Münchhausen in die Stufe LT B<sub>2</sub> (vgl. S. 13, Anm. 108) kann angesichts der Untersuchungen von H.-H. Wegner und der dendrochronologischen, wohl noch um etwa 50 Jahre zu spät angesetzten Bestimmung der Wallmauererrichtung auf das Jahr 447 v. Chr. nur ein Schreibfehler sein.

Die spätlatènezeitliche Besiedlung des Dünsberges wird am besten durch etwa 12 Fibeln meist aus Bronze (darunter Nauheimer, Schüssel- und geschweifte Fibeln) und durch einige Gürtelhaken charakterisiert. Die weit verbreiteten bronzenen Tierkopfgürtelhaken der Mittel- und Spätlatènezeit gehen meines Erachtens anscheinend aus Haken hervor, die in den Kreis der starkplastischen Vogelkopffibeln (LT A) gehören. Vom Dünsberg liegen vier Haken vor, die, wären sie auf LT C zu beschränken, die einzigen sicheren Belege einer mittellatènezeitlichen Besiedlung des Berges darstellen würden. Doch sie sind ebensogut noch zur Zeit der Nauheimer Fibel (LT D<sub>1</sub>) möglich, in die auch drei Ringgürtelhaken zu stellen sind. Dagegen gehören drei Lochgürtelhaken, ebenso das Griffbruchstück einer Aylesford-Pfanne, erst in ein entwickeltes Spätlatène, in die Zeit der geschweiften Fibel (LT D<sub>2</sub>). Den Beginn dieser Stufe verbindet auch Jacobi mit dem bekannten Datum 15 v. Chr., an das sich am mitteldeutschen Material gewonnene chronologische Vorstellungen nur schwer gewöhnen können. Auch drei Trinkhornspitzen sind durch Parallelen aus germanischen Gräbern Böhmens und Mitteldeutschlands in die letzten Jahrzehnte v. Chr. zu datieren.

Die Spätlatènezeit wird ferner vertreten durch Herd- und Eßgeräte (einige Griffe von Metallkesseln, Stücke von Kesselketten, 3–4 Schürkellen, das Stielende eines Siedfleischhakens, das Bruchstück eines Bratrostes), Schmiedewerkzeuge (1 Zange, 3 Hämmer, 1 Feile, 3 Eisenmeißel, 3 Kopfenden von Schwertbarren), Holzbearbeitungswerkzeuge (3 Tüllenmeißel, 1 bzw. 2 Tüllendechsel, etwa 15 Tüllenbeile, 8 Schaftlochhäxte, 1 Tüllenkeil), landwirtschaftliches Gerät (7 Pflugschare, 5 Sensen, 2 Sensenringe, 1 Laubmesser, 5–8 Tüllenhacken), Pferdegeschirr (12 Pferdetrensen, 4 Zügföhrungsringe, 2 Schmuckanhänger), Wagenteile (1 Ösenstift, Bruchstücke von Radreifen, etwa 1 Nabenring), Waffen (2 Schwerter, 2 Schildbuckel, 7–9 Lanzenspitzen, 3 Lanzenschuhe, vielleicht 2 Pfeilspitzen). Dazu möchte ich folgendes anmerken: Mit ihren 75 cm Länge ist die Luppenzange vom Dünsberg bei weitem noch nicht die längste aus dieser Zeit. Im Museum Cluj-Klausenburg notierte ich mehrere Zangen von über 1 m Länge aus Gradiştea Muncelului. Eine ist sogar 1,30 m lang und stammt aus dem Votivdepot 7 der Terrasse VIII dicht neben dem großen Rundheiligtum (vgl. Studii Cerc. Ist. Veche 4, 1953, 164ff.); sie könnte allerdings schon ins 1. Jahrhundert n. Chr. gehören. Die von Jacobi vorgenommene Zuweisung der Funde Taf. 20,8–10 als Restenden von Schwertbarren möchte ich bestätigen mit dem Hinweis, daß ich ganz ähnliche Stücke auch von der Steinsburg und aus einer ganzen Reihe böhmischer, mährischer und slowakischer befestigter und offener Siedlungen der jüngeren Latènezeit kenne. Taf. 21,3 halte ich für ein spätlatènezeitliches Rohstück, Taf. 21,11 für das Zipfelende einer den Doppelpyramidenbarren nahestehenden Barrenform oder für das Spitzenbruchstück eines schweren Lappenpickels. Warum das kleine Bruchstück eines Hohleisens (Taf. 20, 11) in die Spätlatènezeit gehören muß, ist mir nicht klar; es könnte ebensogut frühlatènezeitlich, spätrömisch oder mittelalterlich sein. Der Rekonstruktion der umstrittenen Schaftlappengeräte (etwa Taf. 16,8.15; 17, 1–6) als Stemmeisen mit kurzem geradem Stiel könnte man zustimmen, doch ist die Tülle meist so gestaltet, daß sie den insteckenden Holzpflock beim Schlagen mit einem Holzhammer kaum hätte festhalten können. Vielleicht sollte man an Werkzeuge zum Entrinden von Baumstämmen (Gerberlohe) denken.

Trensen mit großen Ringen weist Jacobi der Spätlatènezeit zu. Dies wird zutreffen, zumindest für die beiden Zusammenfunde von Trensen. Allerdings möchte ich darauf aufmerksam machen, daß solch einfache Gebisse, auch mit großen Ringen, noch in späterer Zeit bekannt waren. So haben z. B. die Trensenringe aus Nydam bis

zu 8,8 cm Durchmesser. Bei der Einordnung der Trensen mit kleineren Ringen schwankt Jacobi zwischen spätlatènezeitlicher, spätrömischer und noch jüngerer Zeitstellung. Diese Vorsicht ist begründet; ich halte z. B. Taf. 12,1 für mittelalterlich. Wichtig ist eine vielgliedrige Trense mit T-förmigen Seitenteilen (Taf. 11,1 a-c), für die Jacobi (S. 29) „Beeinflussung . . . aus dem östlichen reiternomadischen Raum andeutet“, da eine thrakische Trense von Lesičeri ähnliche Knebel besitzt. Doch genügt der Vergleich mit dem Teilstück eines einzigen Fundes natürlich nicht, um mit solchen Vermutungen überzeugen zu können (zu den T-förmigen Seitenknebeln sollte man auch je eine Trense aus Port und aus dem Mus. Saint-Germain vergleichen — R. Wyss in: *Ur- und frühgeschichtliche Archäologie der Schweiz IV* (1974) 133 Abb. 27, 26. R. Zschille u. R. Forrer, *Die Pferdetransse in ihrer Formen-Entwicklung* [1893] Taf. 7, 18). Die Rekonstruktion dieser Trense Abb. 7 stützt sich im wesentlichen auf das Kopfgeschirr von Hofheim, das E. Ritterling und J. Werner aus den bronzenen und eisernen Einzelteilen zusammenkombiniert haben. Doch hält dieser Schirrungsversuch der Kritik nicht stand. Steckte nämlich in der Doppelring-Hülse des U-förmigen Bronzebügels tatsächlich ein drehbarer Achsstift, dann ist unwahrscheinlich, daß dieser Bügel an der Trensenaufhängung des Backenriemens angebracht war. Er hätte dort nämlich keinen Sinn gehabt. Denn der Backenriemen bewegte sich kaum und drehte sich niemals. Auch hätten die vorspringenden „Gelenk“-Ösen des Bügels an der Backe sehr gestört; die an der Seite anliegenden Trensenanteile sind sonst immer flach. Wir wissen also nicht, welche Funktion diese U-Bügel wirklich hatten. Wahrscheinlich ist, daß sie nahe am Gebiß angebracht waren; vielleicht sollte man die Aufmerksamkeit auf bronzene Zügelketten oder Befestigungen von Phaleren am Geschirr lenken. Darüber hinaus halte ich nicht für erwiesen, daß der U-Bügel von Hofheim mit den U-förmigen „Aufhängevorrichtungen“ für Stabanhänger mit Halbmondköpfen einer Trense von La Tène direkt zu vergleichen ist. Vielleicht waren an dieser „Aufhängevorrichtung“ (die auch die Dünsberg-Trense besitzt) nicht die Backenriemen, sondern die Zügel befestigt, wie es R. Zschille 1893 vermutete. Auch ist ganz ungewiß, ob der erwähnte Stabanhänger, ebenso wie in Hofheim, direkt in die Endöse der Gebißstange griff und ob er nach unten herabhing (E. Vogt) oder aber nach vorn zum Pferdemaul wies (J. Werner). R. Zschille, J. Déchelette und P. Vouga sahen in diesen Anhängern Griffe, was angesichts bildlicher Darstellungen von am Halfter geführten Rossen nicht undiskutabel ist. Erwähnt werden könnte ein mit ornamentiertem Bronzeblech umkleideter Holzgriff an der frühkaiserzeitlichen Bronzetransse von Storhøj-Rønsunde, aber auch reich profilierte Tüllen aus Bronze in Frühlatènegräbern von Berry und Ecury-sur-Coole sowie in den Befestigungen von Rittershausen und Römheld, Kleiner Gleichberg (Steinsburgmus. Nr. 691; 4131), aus Eisen bzw. nicht profiliert in Gräbern von Châlons-sur-Marne, Somme-Tourbe, Sedlec-Hůrka und Hořovičky sowie vom Kleinen Gleichberg (Steinsburgmus. Nr. 688; 690; 692). Die verschiedenen U-förmigen Zaumzeugteile der Latènezeit sind manchmal formal ähnlich, in ihrer Funktion aber ganz unterschiedlich (vgl. Seitenstangen mit Scheitelöse böhmischer Frühlatènetrensen, Kehlberge von La Tène; angehängte und aufgesteckte Omega-Seitenstangen; seitlich abstehende U-Bügel vom Gardoš in Zemun und von Chassemy; U-Bügel von Hofheim; irische Kehlbergen; Phaleren von Bad Nauheim, Mondanhänger von der Alteburg usw.) Solange die U-Bügel des Spätlatènetyps von Hofheim nicht in eine überzeugende Schirrungsrekonstruktion eingebaut sind, müssen wir sie in eine nicht nur äußerliche, sondern wohl auch konstruktionsmäßige Verwandtschaft einreihen, die von den großen U-Bügeln der Frühlatènetrensen von Ecury-sur-Coole und Hořovičky bis hin zu komplizierten

Bronzebügeln für Gehängeschmuck der Spätlatènezeit (Manching, Votivschatz 1936, Hadmersleben, germanisches Grab) reicht. Auch sind die Griffanhänger mit Halbmondköpfen von La Tène, Hofheim usw. spätlatènezeitlichen Achssteckern äußerlich sehr verwandt. Das alles soll heißen, daß ein Vergleich formal ähnlicher Details manchmal sehr vorsichtig geführt werden muß. So könnte die griffartige Stange des T-Knebels vom Dünsberg auch nach unten gewiesen, das Kettengehänge demzufolge über den Nasenrücken geführt oder als Zügelbefestigung gedient haben. Vielleicht war auf die Seitenarme des Knebels eine große Phalere mit Hohlbuckel (vgl. Bronzescheibe von Stedebergen und die älteren Phaleren von St. Jean-sur-Tourbe, Berru und Ecury-sur-Coole) aufgenietet. Komplizierte, vielteilige Geschirre mit verschiedensten Zierteilen waren zur Spätlatènezeit in „Ritter“-kreisen gewiß beliebter, als es dem Fundanfall nach scheint. Wir müssen tatsächlich warten, bis neue Funde helfen, diese Frage zu klären. Bis dahin ist jedoch die Trensenrekonstruktion von Jacobi eine brauchbare Illustration, die er selbst ja nur als einen Versuch versteht.

Der kleine Bronzezieranhänger Taf. 3,10 diente nach Jacobi als Aufhänger für eine Zierscheibe am Stirnriemen des Pferdes. Ich wage jedoch zu bezweifeln, daß ein so kleines Geschirrtteil so konkret auszuwerten ist und unbedingt auf der Stirn gesessen haben muß und nicht an der Seite. Es gab im Spätlatène reiche Kopfgestelle verschiedener Konstruktion, und die kleine Doppelöse muß nicht unbedingt zu einer Bronzetrense des Typs Hofheim gehören.

Bereits 1971 (Arch. Rozhledy 23, 1971, 499f.) hatte ich mit Hilfe von Diagrammen die Tüllenbeile der Steinsburg in zwei Größenklassen einteilen können, ohne allerdings daraus weitere Konsequenzen, z. B. für eine mögliche Scheidung in Beile und Äxte (ein- und beidhändige Handhabung) zu ziehen. Bei der Bearbeitung des Manchinger Materials hat Jacobi eine solche Scheidung vorgenommen, und es ist ihm dabei zuzustimmen. Er wendet die nach handhabungstechnischen Gliederungsprinzipien neu gewonnenen Definitionen für Tüllen- und Schaftlochgeräte nun auf die Dünsberg-Funde an und spricht von Tüllen- bzw. Schaftlochbeilen und -äxten. Es hätte sich allerdings bei einem solchen Fundreichtum angeboten, auf die drei Grundtypen der mittel- und spätlatènezeitlichen Schaftlochbeile (-äxte) hinzuweisen, auch wenn ihre Relevanz in Zeit und Raum noch nicht erkennbar ist. Ich schlage vor: Typ Bad Nauheim – mit langovalem, tropfenförmigem Auge; Blattbahn und Helm bilden eine Ebene (hier Taf. 17,13.14). Typ Dünsberg – mit rund-ovalem bzw. herzförmigem Auge; Blattbahn vom Helm meist stark abgesetzt (hier Taf. 17,9–12). Typ Kappel – mit rundem Auge und verstärktem, mehr oder weniger abgesetztem, hammerartigem Rechtecknacken (hier Taf. 17,15.16). Alle drei Typen treten in zwei Formengruppen auf: a) mit gerader oder leicht nach unten gebogener Oberseite; b) mit mehr oder weniger symmetrisch ausschwingender Ober- und Unterseite.

Beachtenswert sind die sieben Pflugscharbeschläge aus dem Oppidum. Nach Jacobi verbieten ihre Fundumstände eine Interpretation als Votivgaben. Doch die Fundumstände belegen meines Erachtens ebensowenig ihren Charakter als „normale Siedlungsfunde“. Die Sache steht 1:1. Es scheint nämlich, als ob gerade im deutschen Mittelgebirgsraum, aber auch weit darüber hinaus etwa im Alpenraum, in Böhmen-Mähren und im Karpatenbecken, eiserne Ackerbaugeräte zusammen mit anderen Eisensachen auf Bergen, in Siedlungen und Depots als Votivgaben niedergelegt wurden. Es ist im Rahmen einer Besprechung nicht möglich, dies im einzelnen darzulegen. Ich weise lediglich hin auf die gleichzeitige Sitte der Weihung hölzerner Pflugschare in Nordeuropa, auf das Scharopfer im Henge-„Tempel“ von Frilford, auf mehrfach zusammengesteckte Schareisen (Hunsbury, Heidetränk-Oppidum, Galisch-

Lovačka) und auf das Vorkommen dieser Geräte in solchen Eisendepots, deren Votivcharakter zu leugnen schwerfallen dürfte. Vielschichtige Kulte um Pflügen, Säen und Ernten hatten gewiß auch in den Oppida ihren Platz. So deute ich jene unter den Torwangen von Manching freigelegten Pflugfurchen vermutungsweise als Zeichen eines Lustrationsritus vor Errichtung der „Stadt“-Mauer, wie es in der Alten Welt allgemein üblich war und jeder Archäologe aus dem italischen Stadtgründungsritus des „urvarre“ kennt. Da ein solcher Ritus der Normalfall ist und Spuren davon unter dem Wall von Manching erwartet werden konnten, muß zunächst nicht diese Vermutung, sondern vielmehr das Gegenteil (profane Feldnutzung) bewiesen werden.

Beachtung finden dürfte in der Pflugforschung die Tatsache, daß vom Dünsberg ein etwa 38 cm langes Sech (Pflugmesser) stammt, das nach Angabe des Finders zusammen mit einem Pflugschar am mittleren Ringwall gefunden wurde (Taf. 19,21; 18,3). Diese Fundkombination zweifelt Jacobi anscheinend nicht an. Da aber aus dem Latènebereich nördlich der Alpen bis jetzt noch kein einziges Sech vorliegt, ordnet er das Depot unter Vorbehalt in die spätrömische Fundgruppe ein. Doch das Sech kann meines Erachtens schwerlich jünger als spätlatènezeitlich sein. So bleibt uns also keine andere Wahl, wollen wir die Geschlossenheit des Depots nicht in Frage stellen, wozu die Publikation keine Anhaltspunkte liefert, als den Fund für einen wichtigen, wenn auch nicht restlos gesicherten Beleg für die Verwendung des Sechs durch die „keltoide“ Bevölkerung der Mittelgebirge am Ende der Latènezeit zu betrachten. Dabei müssen wir uns ständig bewußt machen, daß unsere Vorstellungen von der räumlichen und zeitlichen Verbreitung der verschiedenen Typen latènezeitlicher Pfluggeräte alles andere als vollkommen sind. Es scheint zwar, als ob wir auf Grund der vielen Schareisen am Nordrande des keltischen Latène vor Überraschungen relativ sicher wären; doch daß dem nicht so ist und wir auch auf diesem Gebiet ständig modifizieren müssen, zeigt ein Sech mit doppelter Schaftlappen-Tülle unter den neuen Raubgrabungsfunden aus dem Heidetränk-Oppidum (Germania 55, 1977 Abb. 9,10). Dieser Scharotyp, der vielleicht, wie mir scheint, auf noch unbekannte oberitalisch-pannonisch-norische Vorbilder zurückgeht, war bislang nur durch wenige Exemplare aus dem niederösterreichisch-slowakischen March-Waag-Gebiet bekannt.

Auch vom Dünsberg gibt es mehrere Eisendepots: eines mit drei Beilen (Taf. 14, 9–11), ein zweites, aber vielleicht nicht ganz gesichertes mit Pflugschar und Sech (Taf. 18,3; 19,21) und zwei weitere mit drei bzw. zwei Trensens (Taf. 12, 6–8 und Taf. 12,2.3). Hier möchte ich anmerken, daß neben verschiedenen anderen Dingen in Depots, z. B. gewaltsam abgedrehten Ringhaken von Metallkesseln, gerade Trensens im Kultgeschehen der Latènezeit eine wichtige, wenn auch noch undurchsichtige Rolle spielten. Jacobi vermutet ganz richtig unter den Lanzenspitzen auch jüngere Stücke. So möchte ich die Datierung der beiden Lanzenspitzen Taf. 10,6.10 korrigieren. Beide haben mehrere Merkmale, die zur Latènezeit unbekannt, dagegen seit spätrömischer Zeit möglich, für das Frühmittelalter typisch sind: facettierte Tülle mit weitüberlappender, schlecht verschweißter Naht, abgefaste Blattränder am Übergang zur Tülle, Gesamtduktus. Auch Taf. 10,5 könnte wegen der starken Einziehung des Tüllenhalses frühgeschichtlich sein.

Die gewaltsame Verbiegung der Lanze Taf. 10,16 ist nicht eindeutig genug, um ihren Ursprung erkennen zu können. Doch warum Jacobi für wahrscheinlicher hält (S. 33), daß sie nicht beabsichtigt deformiert, sondern bei Kampfhandlungen verbogen wurde, ist mir angesichts der Tatsache, daß aus einer ganzen Reihe von Oppida viele wie in orgiastischer Rage rituell deformierte Waffen und Werkzeuge vorliegen, nicht klar geworden. Auch die Brandspuren an mehreren Fundstücken würde ich nicht gleich mit einem gewaltsamen Ende der Siedlung verbinden, ebensowenig das

Auftreten eines vollständigen Schwertes und zweier Rundschildbuckel mit Hiebsspuren. Nach Jacobi sind letztere „ohne Zweifel“ germanische Fremdformen (Oder-Warthe-Gruppe); hierbei wäre zur Vorsicht zu raten, denn Schilde mit solchen Buckeln waren auch bei den späten Kelten gut bekannt. Es scheint mir sogar, als ob der Ursprung des runden Umbo im mediterranen bzw. keltischen Raum zu suchen ist; doch das weiträumige Fehlen spätkeltischer Gräber macht die Beantwortung der Herkunftsfrage schwierig. Bei der Vermutung über den möglichen Zusammenhang zwischen Errichtung der Befestigung und Eisenerzabbau wäre ich noch vorsichtiger. Es ist beinahe schon ganz üblich geworden, den in Gräbern erkennbaren Reichtum frühkeltischer „Fürsten“ oder den Bau latènezeitlicher Ringwälle in erster Linie ökonomisch zu sehen und auf die mögliche oder nachgewiesene Ausbeutung von Erzlagerstätten zurückzuführen. Doch sollte man sich fragen, ob soziologische und historische Wirkungszusammenhänge solcher Dimension tatsächlich so einfach und unmittelbar determiniert sind.

Einige römische Funde (3 Schleuderbleie, 1 Dolch, 1 Pilumpitze) verbindet Jacobi zu historischer Synthese: Er versucht die Zerstörung des Dünsberg-Oppidums im Verlaufe des Drusus-Feldzuges 11/10 v. Chr. archäologisch zu beweisen. Das Ergebnis ist überzeugend, aber vor allem auf Grund schon früher geäußerter, allgemein historischer Erwägungen; dagegen ist die Basis des archäologischen Materials noch zu schmal, um Vermutungen mit so großer Sicherheit vorzutragen. Denn die zusätzlich angeführten Belege für einen katastrophalen Siedlungsabbruch – beschädigte Waffen, Brandspuren an Metallfunden, Hortfunde, große Zahl von Funden überhaupt – weisen höchstens auf Möglichkeiten, nicht auf Tatsachen; sie könnten nämlich eines Tages auch in ganz anderem Licht erscheinen. Bei den Schleudergeschossen wäre auf die etwa zeitgleichen Exemplare aus dem Drusus-Lager Haltern hinzuweisen (Mitt. Alt.-Komm. Westfalen 2, 1901, 131).

Eine spätrömische Siedlung auf dem Dünsberg, anscheinend in die Reihe jener immer klarer erkennbaren alamannischen Adelsitze und Refugien gehörend, findet etwa am Ende des 4. oder zu Beginn des 5. Jahrhunderts ein höchstwahrscheinlich kriegerisches Ende, vielleicht durch Römer. In diese Zeit gehören neben Keramik eine Bronzegürtelschnalle und mehrere Bruchstücke von Schnallen sowie eine kerbschnittverzierte Riemenzunge, ferner wahrscheinlich das Randstück eines Bronzegefäßes, eine Waagschale und mehrere Bronzeblechfragmente. Von den Waffen (2 Schwerter und 16 Bruchstücke von solchen, davon 4 schön damaszierte Klingen; 2 Schaftlochäxte und 1 Breitaxt), die nach Parallelen in den Zeitraum vom 3. bis zum 5. Jahrhundert zu stellen sind, tragen etwa die Hälfte Spuren heftiger Kämpfe in Form von Scharten und Hiebkerben. Nach Jacobi könnten einige der Tüllenbeile auch spätrömisch sein. Mit dieser Möglichkeit rechne ich nicht. Vielmehr scheint mir, daß das formenmäßig wenig veränderte Fortleben von Tüllenbeilen im mittleren Europa nach der Spätlatène- und älteren Kaiserzeit verschiedentlich in der Literatur zu stark betont wird. Im allgemeinen setzt sich nämlich in der Kaiserzeit das Stiellochbeil durch; nur im nordgermanischen Bereich bleiben einzelne, formal gewandelte und spezialisierte Tüllenbeile (meist Dechsel) mit manchen anderen „laténoiden“ Elementen bis in die Wikingerzeit in Gebrauch, ebenso bei den Slawen. So gehört das von Jacobi (S. 48) für spätrömisch gehaltene Beil aus dem Refugium von Ortho an der Ourthe wahrscheinlich zu den vorrömischen Siedlungsspuren des Platzes; das im gleichen Zusammenhang erwähnte Gerät aus dem Depot von Tuttlingen ist dagegen kein Beil, sondern der typische Beschlag eines „rallum“ (Pflugreute, Ackerreitell). Solche Reuten wurden im Mittelmeerraum (Reuten in Schareisen gesteckt als Weihgaben des 6. Jahrhunderts v. Chr. im Thesmophorion der Demeter und Kore auf

Bitalemi bei Gela; vgl. ΚΟΚΑΛΟΣ 12, 1966, 28) vielleicht zusammen mit dem Metallschar aus dem Vorderen Orient übernommen; viele latènezeitliche „Tüllenhacken“ sind wohl ebenso zu interpretieren. Zahlreiche Funde und Darstellungen belegen die Verwendung des „Pflugschäufelchens“ von römischer Zeit an durch das Mittelalter hindurch bis ins 20. Jahrhundert.

Wie vereinzelte Funde der Merowingerzeit (1 frühfränkische tauschierte Eisenschnalle, 1 weitere Schnalle, vielleicht 1 Sax) auf den Dünsberg kamen, kann ohne Ausgrabungen nicht gesagt werden. Dagegen sind viele mittelalterliche und neuzeitliche Metallgegenstände bei gelegentlicher Begehung (Jagd) und bei intensiver Waldnutzung verlorengegangen. Archäologen und Volkskundler werden dem Verf. besonders dankbar sein, daß er all diese Funde, die sich auch in vielen anderen Oppida unter der Masse latènezeitlicher Eisengeräte versteckt halten (vgl. z. B.: G. Neumann, Werte der deutschen Heimat 6 [1963] Abb. 16, 3.15.18.21.30.34. 35.38; G. Jacobi, Manching 5 [1974] Taf. 24, 399 u. Abb. 23, 6.8 – römische bzw. mittelalterliche Bogensicheln; den mittelalterlichen Spatenbeschlag Abb. 22, 2 hat J. Filip irrigerweise – vgl. Katalog im Mus. Kolín! – zum Depot von Kolín gezählt), mit gleicher vorbildlicher Sorgfalt und Liebe abbildet und behandelt wie die älteren Funde. Hier finden wir zwei Feuerstähle wohl des frühen Mittelalters, zwei Äxte, Spaltkeile, ein Haumesser (Hippe), mehrere Messer vom Hochmittelalter bis zur Neuzeit, mittelalterliche Felgennägel, viele Wagenbeschläge (darunter die erste größere, mir bekannte Serie spätmittelalterlich-neuzeitlicher Achsnägel, meist mit durch Schmiedemarken verzierten Köpfen), ferner Stoßscheiben von Wagen, mehrere schwere Ketten, kräftige Haken und Ringe, endlich einige Hufeisen, Viehlocken und einen mittelalterlichen Armbrustbolzen. Eine Fotoabbildung mit Messing- und Zinnschnallen der neuzeitlichen hessischen Volkstracht beschließt diese buntgemischte Vorlage.

Ebenso wie mit seiner fundamentalen Untersuchung über die Werkzeuge von Manching gibt Verf. mit seinem neuen schönen Buch ein Beispiel für die von der Marburger Dehn-Schule ausgehende schöpferische Archäologie: Begegnung mit jedem Fundobjekt in liebevoller Hinwendung, die vom Eigenleben der Dinge weiß, doch den Menschen dahinter nicht vergißt; Untersuchung des archäologischen Materials mit überregional weit ausgreifenden Bezügen, um auch aus kleinen Details ein Stück historischer Wahrheit erkennen zu können.

Dresden.

Reinhard Spehr.

**Karl Schlabow, Textilfunde der Eisenzeit in Norddeutschland.** Göttinger Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, herausgegeben von Herbert Jankuhn u. Klaus Radatz, Band 15. Karl Wachholtz Verlag, Neumünster 1976. 100 Seiten, 261 Abbildungen und 2 Farbtafeln.

Aus dem Born reicher Erfahrung langer passionierter Forscherjahre gibt der Verf. eine Synthese der Erkenntnisse aus jenem Arbeitsgebiet, das ihn seit Anbeginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn in den Bann geschlagen und fasziniert hat, den in den norddeutschen Mooren geborgenen Textilfunden der Eisenzeit. Fasziniert schon deshalb, weil in den Moorfunden, durch Gunst und Ungunst der Geschiecke, heute, nach fast 2000 Jahren, ein Untersuchungsmaterial zur Verfügung steht, das in der Fülle, der Vielfalt und der Qualität der Konservierung den Textilfunden der